

Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Abteilung Film
Reihe: Altes Handwerk

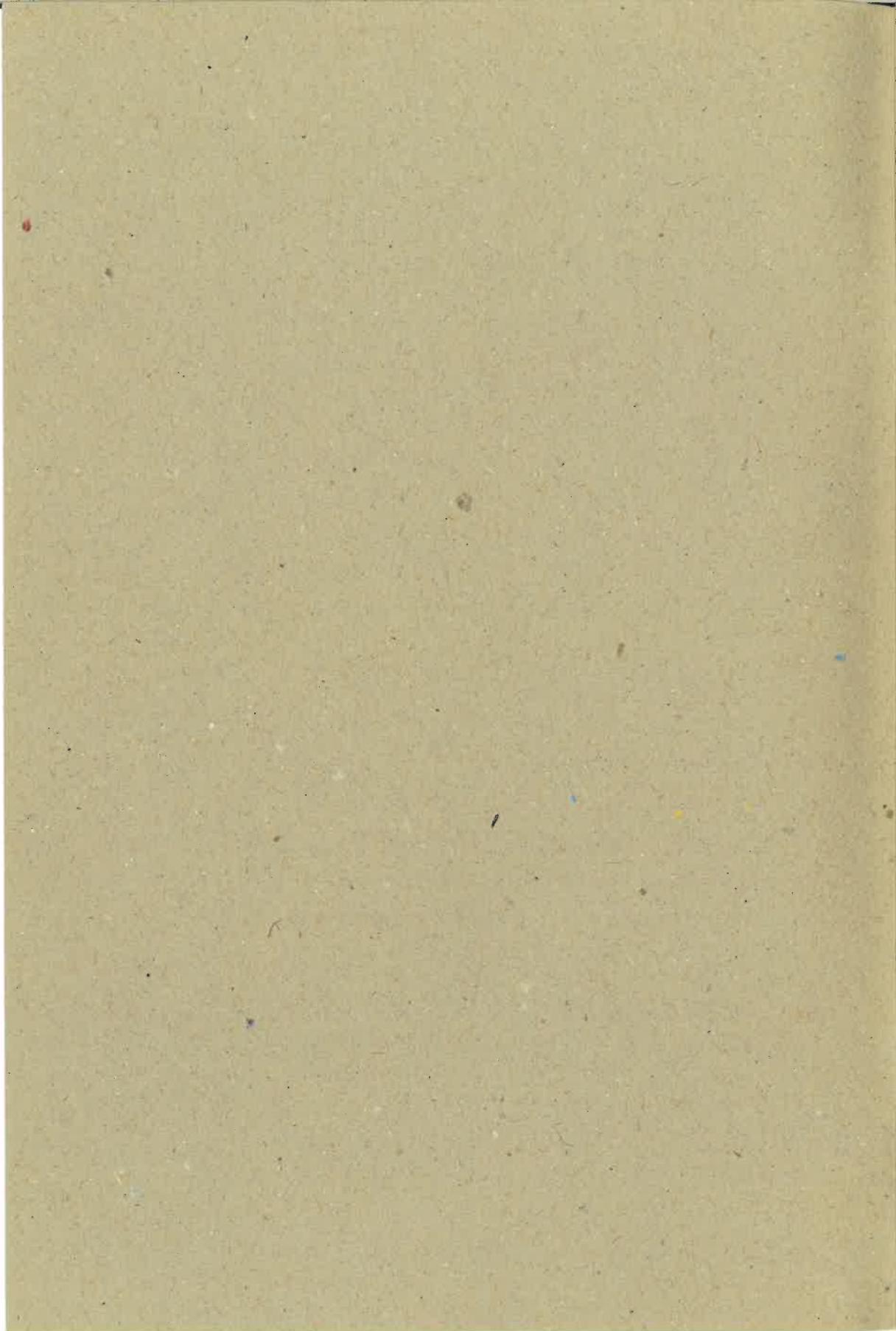
Heft 46

Paul Hugger

Guber
oder
Die Arbeit des Steinrichters

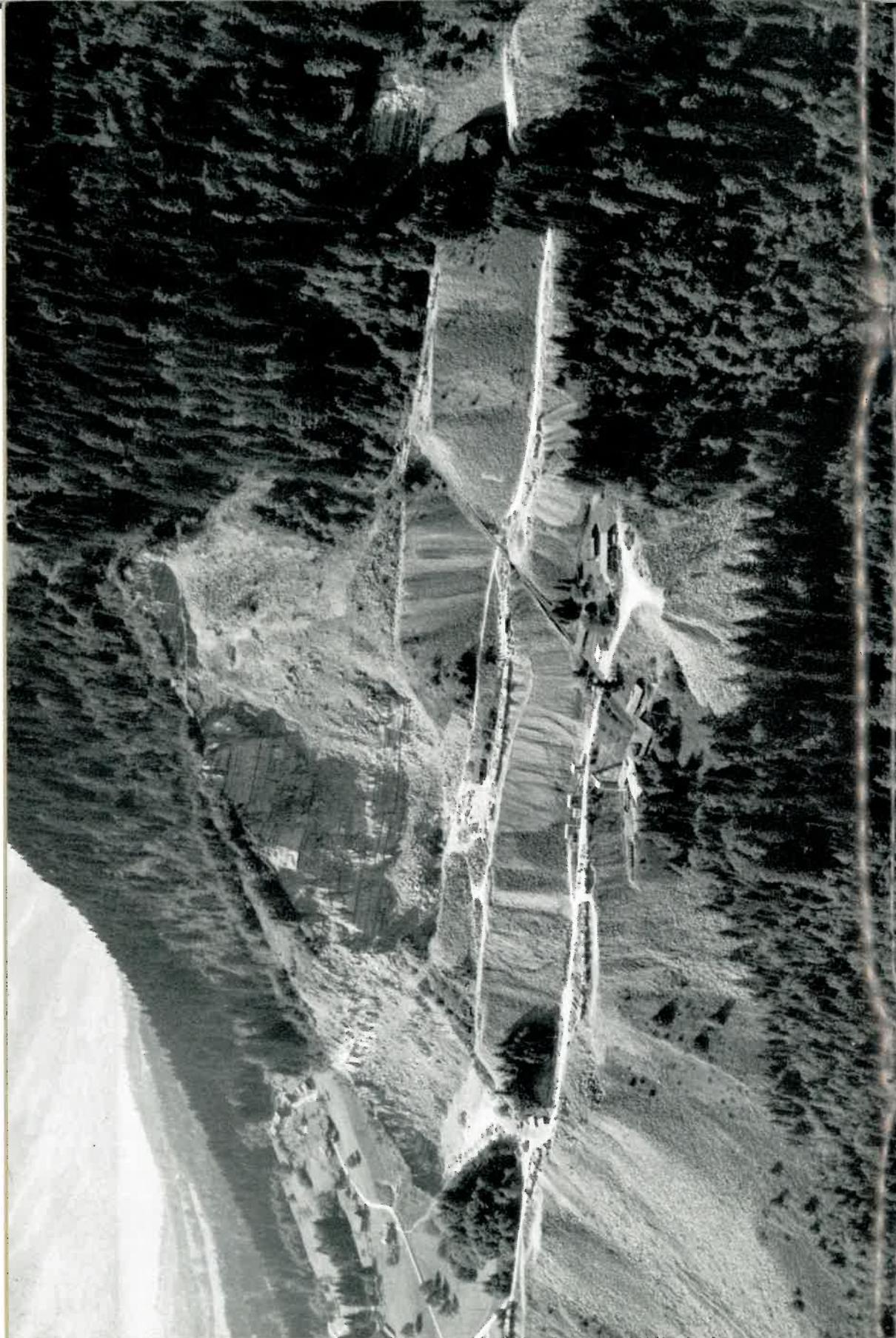
L 1705

Druck: G. Krebs AG, Basel 1979
In Kommission bei Rudolf Habelt Verlag GmbH, Bonn



© Copyright by Krebs AG, Basel

Schweizerisches
Freilichtmuseum
Ballenberg
Bibliothek
Nr. L1705



Guber oder Die Arbeit des Steinrichters

Hoch über dem See und der Talebene von Alpnach, auf rund 900 Meter Höhe, liegen am Nordostende des Kistengrates die Abbauterrassen eines Steinbruchs. Vom Talboden aus fallen sie nur wenig auf, da sie ein dunkler Waldhorizont wirkungsvoll kaschiert. Wer die zahlreichen Kurven der Bergstrasse hinauffährt, erreicht unversehens eine kleine Höhensiedlung mit einem stattlichen Berghaus, der ehemaligen Kantine, die, einem Knappenhaus vergleichbar, weit ins Tal hinausblickt. Jetzt eröffnet sich dem Besucher eine eigene Welt, mit weiten Abbauterrassen, steilen Felswänden und Schutthängen, verwilderten Altgängen und museal anmutenden Schienensträngen und Bahnanlagen (Abb. 1). Der Blick schweift weit ins Tal hinab zu den Innerschweizer Seen und hinüber zum Stanserhorn, Pilatus und der fernen Rigi. So ist der Steinbruch Guber (so lautet der Flurname) schön gelegen, und die Kantine bildet, seitdem sie als Wirtshaus und Pension geführt wird (1977), ein beliebtes Ausflugsziel. Aber nicht die schöne Lage macht den Guber zum Sonderfall unter den Steinbrüchen in unserm Land, sondern das Eigenleben, das sich hier oben seit der Jahrhundertwende entwickelt hat, wodurch mitten im Obwaldner Land eine ethnische Enklave entstanden ist. Zahlreiche Italiener wurden hier sesshaft. Sie wohnten mit ihren Familien in einer Siedlung, die heute noch wie ein Weiler aussieht, auch wenn das einst pulsierende Gemeinschaftsleben dünn geworden ist. Dazu kommt eine noch weitgehend handwerkliche Bearbeitung des Steins. Das waren Gründe genug, dem Guber einen Film zu widmen¹.

Einleitung

¹ Der Film wurde 1978 in Koproduktion mit der Nemo-Film AG, Zürich, gedreht. Realisator: Hans-Ulrich Schlumpf. Kamera: Pio Corradi. Ton: Hans Künzi. Schnitt: Fee Liechti. Projekt: Paul Hugger. Länge des Farbtonfilms: 53 Minuten. Photos: Hans-Ulrich Schlumpf, mit Ausnahme von Abb. 1 (Foto Reinhard, Sachseln).



Abb. 2

Doch bevor ich näher auf den Guber eingehe, seien einige Aspekte des Steinbruchgewerbes in der Schweiz dargestellt.

Bis ins späte Mittelalter gab es in unserem Land nur verhältnismässig wenige Steinbrüche. Der Bedarf an Baumaterialien wurde durch die Bearbeitung eiszeitlicher Findlinge, die im Mittelland sehr häufig waren, oder durch die Verwendung von grobem Geschiebe (Bollensteine) gedeckt. Zwar hatten die Römer mehrere Steinbrüche systematisch ausgebeutet, aber diese waren zumeist eingegangen. Erst die grossen kirchlichen Bauten der Gotik bewirkten eine lebhaftere Tätigkeit in den Brüchen, da man vor allem für die feineren Steinarbeiten ein gleichmässiges Material gewinnen musste, das sich zur Behauung eignete. So legte man vom 13. bis 16. Jahrhundert in der Umgebung der Städte zahlreiche Brüche an, die auch für zivile Bauten dienten. Die unterschiedlichen Steinvorkommen in der Nachbarschaft der Städte – weite Transportwege kamen noch kaum in Frage – gaben diesen ihr typisches Aussehen. Zu erwähnen wären etwa Bern im grauen Sandstein aus der Nähe, Solothurn im hellen Kalkstein des Juravorgeländes und Neuenburg im warmen, gelben Stein von Hauterive.

Aber bereits im 17. und 18. Jahrhundert verfrachtete man einen besonders geschätzten Stein über weite Entfernungen, so etwa Blöcke aus den Solothurner Brüchen, die sich besonders für Brunnenbecken eigneten, oder den «Grindelwalder Marmor», der im 18. Jahrhundert als Kaminstein bis nach Paris gelangte.

Einen besonderen Aufschwung brachte der Bahnbau den Steinbrüchen. Zahlreiche neue Abbaustellen wurden ausgebeutet, so etwa die Granitbrüche im Tessin nach der Eröffnung der Gotthardbahn (in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts).

Die eigentliche Blütezeit der Steinbrüche fiel in die Jahre zwischen 1860 bis 1910. Dann folgte eine zum Teil kriegsbedingte Krise. In den zwanziger Jahren setzte eine rege Nachfrage nach Strassenbaumaterialien ein. Dafür ging der Bedarf an Steinen für den Hochbau zurück, da der Betonbau aufkam. Nicht alle Steinbrüche konnten vom Material her auf die neuen Bedürfnisse umstellen.

In den letzten Jahrzehnten haben sich, als Folge des Baubooms, Zementbrüche vielerorts tief in das Gelände eingefressen und so die Landschaft verunstaltet².

Es ist in der Schweiz wenig über Steinbrüche, vor allem in ihrer historischen Entwicklung, publiziert worden. Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Fernand Schwab über die Steinindustrie im Kanton Solothurn³. Da sie exemplarisch ist und eine für die Schweiz typische Situation widerspiegelt, sei sie hier zusammengefasst.

Der Kanton Solothurn weist an verschiedenen Orten gute Steinvorkommen auf. So wurden auf dem Bucheggberg seit dem 16. Jahrhundert Mühlsteine aus Nagelfluh gebrochen, deren Qualität einen besonderen Ruf hatte. Auf Flössen brachte man sie bis nach Holland.

Zur Geschichte der Steinbrüche in der Schweiz

Die Solothurner Steinbrüche

² Das Vorstehende nach F. de Quervain, Der Steinbruch, in Landschaften und Bauten. Band III. Stein und Steinwerk, hg. von Ernst Reinhard. Bern-Basel-Olten 1945. S. 15 ff.

³ Die industrielle Entwicklung des Kantons Solothurn und ihr Einfluss auf die Volkswirtschaft. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Solothurnischen Handels- und Industrievereins 1874-1924. Solothurn 1977. S. 366 ff.



Abb. 3

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts verdrängte die Konkurrenz der französischen Mühlsteine, der sogenannten Champagnersteine, schliesslich die Solothurner Erzeugnisse vom Markt. Um 1860 stellte man die Mühlstein-Gewinnung in Solothurn endgültig ein.

Der berühmte «Solothurner Marmor» wurde in den Hügeln westlich der Stadt gebrochen. Er eignete sich vor allem für sorgfältige Steinmetzarbeiten (Brunnenentröge und Denkmalsockel, generell aber auch für Bauquader). Die Blütezeit des Exports fällt ins 19. Jahrhundert. Damals gab es in Solothurn eine eigentliche Steinmetztradition. Zwar hatten schon die eindrücklichen Wehranlagen des 17. und 18. Jahrhunderts und der Bau der St. Ursen-Kathedrale viel Betrieb in die lokalen Steinbrüche gebracht. Aber seltsamerweise gab es damals in Solothurn selbst kaum eine Steinhauergilde. Erst im 19. Jahrhundert entwickelte sich dieser Berufszweig. Den Höhepunkt erreichte die Solothurner Steinindustrie, die einen durchaus kunsthandwerklichen Charakter hatte, in den sechziger und siebziger Jahren. Die Eisenbahnbauten erforderten grosse Quadersteine (vor allem für die Viadukte). Das bewirkte eine eigentliche Hochkonjunktur.

Noch in den achtziger Jahren wurden in den Solothurner Brüchen 250–300 Arbeiter beschäftigt, obwohl der Höhepunkt bereits überschritten war. Dann kam als Folge des Bahnbaus die Konkurrenz der billigeren Granitsteine aus dem Gotthardgebiet, der italienischen und französischen Steine. Das führte zu einer schweren Krise in der Steinindustrie des Kantons. Der Niedergang im 20. Jahrhundert war nicht aufzuhalten, vor allem weil der Granit den Solothurner Stein in der Härte weit übertraf. Später setzte sich der Kunststein durch.

Im 20. Jahrhundert ging die Verwendung von Natursteinen im Baugewerbe stetig zurück. Das zeigte sich in der Abnahme der Brüche und der darin Beschäftigten. Von 1905 bis 1939 fiel die Zahl der Betriebe von 474 auf 273. Die Quote der Beschäftigten sank in der gleichen Zeit von 6092 auf 2812. Besonders deutlich war der Rückgang in den klassischen Steinbruchbetrieben, z. B. den Marmorbrüchen (–88%) und den Sandsteinbrüchen (–77%). Der Ausfall wurde nicht etwa durch eine verstärkte Mechanisierung oder durch eine Konzentrierung auf wenige grosse Brüche wettgemacht. Denn auch wertmässig produzierte man weniger. Entsprechende Statistiken bestehen erst seit 1930. Damals schätzte man die Produktion an Natursteinen auf 20 Millionen Franken, 1943 waren es noch 16 Millionen. In den Pflastersteinbrüchen fiel das Abbauvolumen von 76 000 Tonnen im Jahre 1930 auf 34 000 Tonnen 1943 zurück⁴.

Die Gründe des Rückgangs sind bekannt:

1. Das Aufkommen neuer Baustoffindustrien, die vor allem Beton, Eisen und Kunststeine herstellen.
2. Die Wandlung in der Bauästhetik, welche die neuen Baustoffe und -methoden vorzog.
3. Die Unfähigkeit vieler Architekten und Bauingenieure, mit den traditionellen Baumaterialien zu arbeiten und ästhetisch gute Lösungen zu erreichen. Diese Unfähigkeit geht zum Teil auf ein ungenügendes Lehrangebot an den Technischen Hochschulen zurück.

⁴ Das Vorstehende gemäss J. C. Graber, Das schweizerische Steinbruchgewerbe. Eine wirtschaftliche Studie unter Berücksichtigung der Gegenwartsfragen. Zürich 1946. S. 19 ff.

Das Steinbruchgewerbe im 20. Jahrhundert



Abb. 4

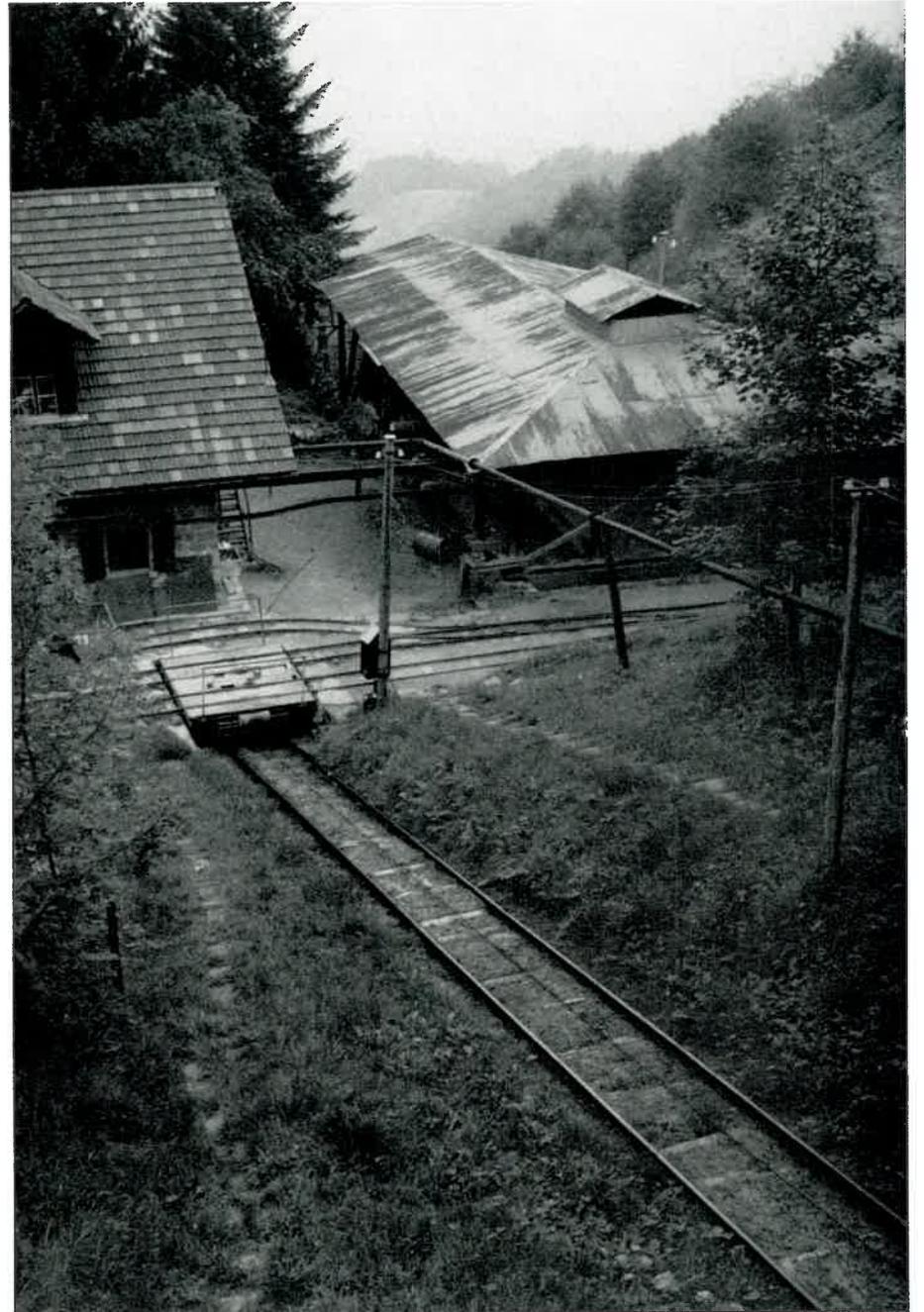


Abb. 5



Abb. 6

4. Ein Preisdenken, welches Bauen zum Spekulationsvorgang macht. Ästhetische Überlegungen werden hintangestellt.
5. Die Konkurrenz der billigen ausländischen Natursteine. Damit kam ein in der Schweiz vielfältig vorhandener Rohstoff in Misskredit, der bis dahin ein umweltgerechtes Bauen ermöglicht hatte.

Die Abbautechniken

Fast überall in der Schweiz bricht man den Stein im Tagbau. Dabei bestimmt die Beschaffenheit des Geländes die Form des Steinbruchs. In der Ebene kann sich ein Bruch zuerst nur in die Tiefe entwickeln. Er wird zum sogenannten «Kesselbruch». Häufig macht dabei bald der Grundwasserspiegel zu schaffen.

Naturgemäss herrschen in der Schweiz die «Lehnenbrüche» vor, d. h. die Abbaustellen liegen an Hängen. Das erleichtert den Abbau und Transport des Gesteins. Meist spielen auch die durch Wasser bewirkten Schwierigkeiten keine Rolle.

Wie lange ein Lehnenbruch betrieben werden kann, hängt mit vom Verlauf der Nuttschicht ab. Ist sie mächtig oder folgt sie der Hangneigung, können die Brüche jahrzehntelang ausgebeutet werden. In der Regel beginnt man den Abbau an einem Vorsprung, so dass bald ein ebener, geräumiger Werkplatz entsteht. Bei mächtigen Schichten legt man zwei oder mehr Terrassen, Abbausohlen an, von denen aus die Wand an verschiedenen Orten zugleich angegangen wird. Je wertvoller der Stein, desto sorgfältiger erfolgt der Abbau. Das Rohmaterial für Schotter oder Bruchsteine wird heute mittels Sprengung von der Wand gelöst. Zukünftige Hausteine werden schonend losgebrosen, vor allem wenn der Rohstoff in reinen Schichten ansteht. Ist die Wand geklüftet, kann man die Blöcke mit Brecheisen lösen. Bei geringer oder fehlender Klüftung müssen andere Verfahren angewendet werden. Bei weicheren Gesteinen (Sand-, Kalksteinen) legte man früher einen Schlitz an, man schrotete und trennte so die gewünschten Platten ab. Das geschah in langwieriger Handarbeit mit dem Zweispitz, einem pickelartigen Werkzeug, das beidseits verwendbar war. Den Schlitz nannte man Schrot oder Durchhau. Am längsten blieb dieses Verfahren beim weichen, feuchten Berner Sandstein üblich.

Erleichtert wurde das Abschroten durch das Abbohren «Loch an Loch». Wenn man mit dem Bohrhammer eine Reihe enger Löcher gebohrt hat, kann man mit einer meist geringen Keilarbeit die Platte oder den Stein vom Felsen lösen. «Für das Heben der Steine vom Lager genügt meist das Eintreiben von Keilen allein; zur Erleichterung wurden früher in den Solothurner Brüchen lange Hölzer an den Keilen befestigt, die am Ende schwere Gewichte trugen und dadurch eine Hebelwirkung auf den Stein ausübten.»⁵

Leicht spaltbare Gesteine wie Granite und Gneise können oft ohne langes Schroten getrennt werden. Man treibt kurze Keile aus Eisen, bisweilen sogar aus angenässtem Holz, in eine Reihe wenig tiefer Löcher ein.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man, weiches Gestein durch Quarzsand abzusägen. Dünne Stahldrahtseile bewegen dabei unablässig den Sand. Die spiralig gewundenen Seile

⁵ de Quervain, a. O. S. 19. Vgl. auch Theodor Krauth und Franz Sales Meyer, Das Steinhauerbuch I. Leipzig 1896. S. 167 ff.



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9

laufen über den Stein und führen in ihren Rillen den Sand mit, der ständig durch Wasser angeschwemmt wird. So entsteht eine Säge-
naht, die sich langsam vertieft, allerdings oft nur um wenige Milli-
meter pro Stunde. Solche Seilsägen laufen Tag und Nacht und tren-
nen erstaunliche Felsblöcke.

Für die Loslösung grosser Steinmassen, die dann monate- oder jahre-
lang ausgebeutet werden, hat man das «Wandfällen» oder «Hohl-
machen» entwickelt. Dieses Verfahren ist allerdings nur bei mächtigen
Felsen mit horizontaler Gesteinsschichtung anwendbar. Man
treibt Stollen ein und belässt nur so viele Pfeiler, dass die Wand nicht
vorzeitig einstürzt. Am Schluss werden die Pfeiler gleichzeitig ge-
sprengt. Dadurch fällt eine gewaltige Gesteinsmasse an.

Im Guber werden vor allem Steine für Pflasterung gebrochen.
Schon in der Antike waren die Strassen und Plätze der Städte und
anderer grösserer Siedlungen gepflästert. Überlandstrassen beliess
man aber meist im Naturbelag. Eine Ausnahme bildeten die Römer.
Sie belegten auch die Fernstrassen mit Steinplatten oder einem Kies-
bett⁶. Bis heute haben sich Teilstücke dieser Strassen erhalten, die
vom hohen technischen Können der Erbauer und der Qualität des
verwendeten Materials zeugen. Bei starken Steigungen brachten die
Römer sogar Pflasterungen an. Diese waren griffiger und so dem
Fuhrverkehr förderlich. Als Pflastersteine verwendeten die Römer
grosse Kiesel, wie sie sich im Flussgeschiebe fanden. Sie versetzten
sie hochkant in Sand oder gelegentlich auch in Weisskalk-Ziegel-
beton. Die Pflasterungen erhielten einen steinigen oder kiesigen
Unterbau, dessen Tiefe sich nach der Bodenbeschaffenheit richtete.
Nach dem Untergang des römischen Reichs zerfiel die Kunst des
Landstrassenbaus. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden
Überlandstrassen nur noch selten gepflästert. Eine Ausnahme bilde-
ten die Steilstrecken alpiner Passübergänge. Hier pflästerte man ge-
wisse Strecken, um ein Auswaschen zu verhindern. Einzelne Ab-
schnitte sind erhalten geblieben (etwa im Misox).

In den Städten dagegen hatte man aus Gründen der Reinlichkeit
schon lange Plätze und Strassen gepflästert. Im Mittelalter war das
Kopfsteinpflaster charakteristisch. Wir treffen es noch in Tessiner
Ortschaften an. Mit zunehmendem Fahrverkehr legte man Steinplat-
ten in die Pflasterung. Sie erleichterten als sogenannte Spurplatten
das Vorwärtskommen. Dann verbesserte man die Befahrbarkeit des
Kopfplasters dadurch, dass man die Kiesel durch Fäustelschlag hal-
bierte und sie mit dem spitzen Teil nach unten versetzte. Diese Art
der Pflasterung herrschte bis zum Ende des letzten Jahrhunderts in
unsern Städten vor. Dann trat die Gross- und Kleinsteinpflasterung,
also der allseits behauene Pflasterstein, an ihre Stelle. Zugleich voll-
zog sich ein Wandel im Gewerbe. Hatte früher der Pflasterer seine
Steine selbst zugerüstet, etwa in einer Kiesgrube oder am Flussufer,
so gewann man nun den Haustein in eigentlichen Steinbrüchen.
Damit wurden Pflästerei und Rüsterei beruflich getrennt. Früher hatte
der Pflasterer die Steine in der stillen Zeit geschlagen, wo es keine
Beläge zu machen gab⁷.

*Die
Strassenpflasterung*

⁶ Heinz-Otto Lamprecht, opus caementitium. Düsseldorf 1968. S. 28 ff.

⁷ Nach Karl Nörbel, Die Strassenpflasterung und der Strassenbelag, in: Landschaften und Bau-
ten, op. cit. S. 19 ff.



Abb. 10

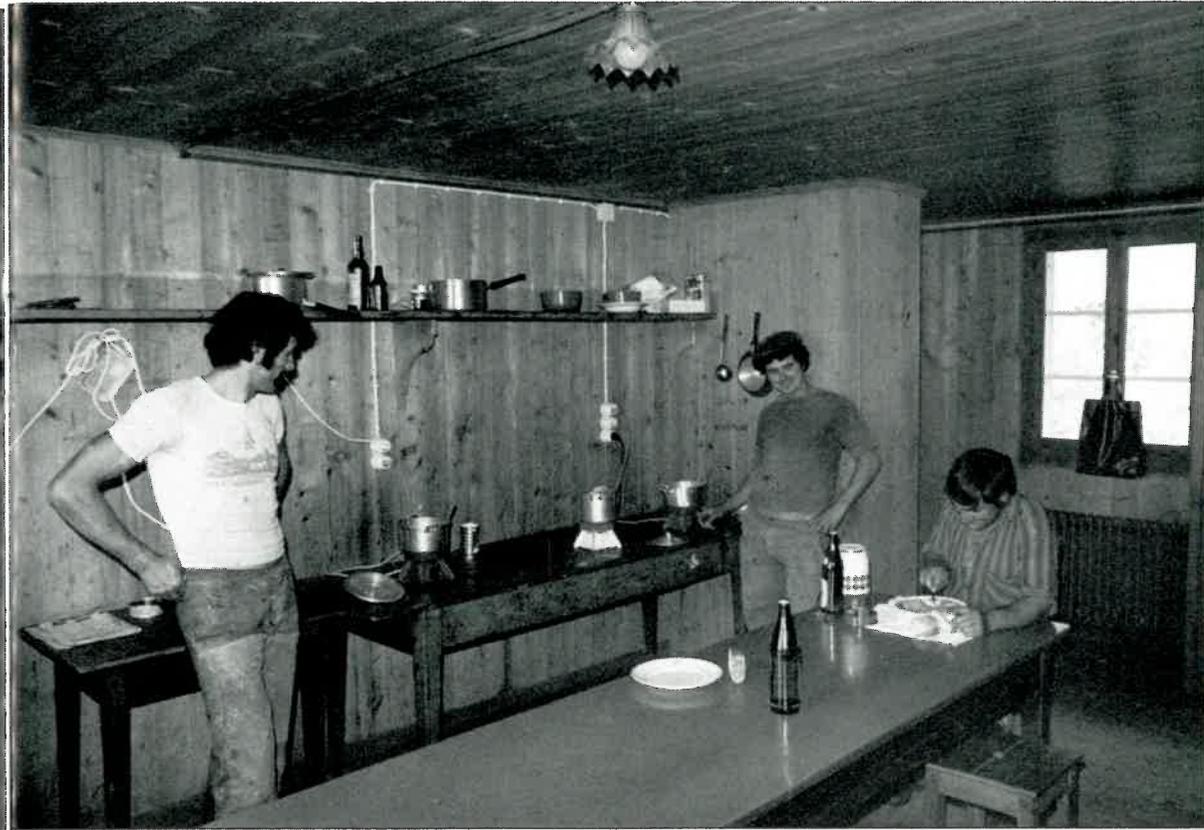


Abb. 11



Abb. 12

Fast zufällig entdeckte man zu Beginn des Jahrhunderts das Steinvorkommen im Guber. Bei der Verbauung des wilden Schlierenbachs stiess man in den Flanken des Kistengrates auf harten Flyschsandstein, der ein ideales Material für Strassenbeläge bot. 1903 begann die Firma Hösli und Toneati mit der Ausbeute. Von 1905 bis 1930 betrieb die AG Steinbruch Alpnach-Schoried den Guber. Nach einem schweren Bergbruch, der Investitionen von rund 1,5 Millionen nötig machte, übernahm ihn 1931 die Stuaag. Auf 1. Januar 1932 bildete sich eine selbständige Aktiengesellschaft Steinbruch Guber in Alpnach als Tochterfirma der Stuaag. Ihr gehört heute der Betrieb.

Der Guberstein ist ein Flyschsandstein, der zur Gruppe der sogenannten Schlierensandsteine gehört, die sich von Alpnach bis nach Habkern bei Interlaken erstrecken. «Er ruht auf dem sogenannten Wildflysch auf, einer schiefer- und mergelreichen, oft tektonisch gequälten Ablagerung, mit der er nicht verwechselt werden darf. Durch Klüfte und Verwerfungen wird das Gebirge in mehrere Schollen geteilt, deren Charakter aber im wesentlichen einheitlich ist. Der Guberstein bildet das weitaus grösste abbaubare Vorkommen von zu Pflastersteinen geeignetem Flyschsandstein des ganzen Alpengebirges.»⁸

Der Guber besteht aus zwei Brüchen und vier Terrassen. Der obere Bruch ist der ältere und steht still. Heute wird nur der untere Bruch, die «cavetta», also der kleine Bruch, abgebaut. Er ragt als wuchtige Steilwand mit reicher Tektonik auf (Abb. 2). Der Mächtigkeit nach hat er den Altbruch längst überholt. Drei Abbauterrassen sind den Brüchen zugeordnet, die beiden oberen dem Altbruch, die untere der Cavetta. Auf ihnen stehen die typischen Steinrichterhütten (Abb. 3). Gearbeitet wird hauptsächlich auf der untersten Terrasse. Geleise für Rollwagen führen über die Sohlen zum Schräglift, einer Standbahn, die 1925 errichtet worden ist (Abb. 4, 5). Sie überwindet 76 Meter Höhendifferenz und endet bei der Verladestation auf der vierten, untersten Terrasse, wo sich u. a. auch die geräumige Schmiede befindet (Abb. 6).

Die Geleise auf der untersten Abbauterrasse erreichen als Doppelstrang rund 800 Meter Länge. Hier befindet sich auch die Brechanlage, welche das Abfallgestein zu Schotter und Splitt verarbeitet. Dieser gelangt über ein Förderband zu einem Siloturm auf der Verladerrampe (Abb. 7). Früher wurde der Schutt nicht verwertet, sondern zu grossen Abraumhalden aufgeschüttet. Im westlichen Teil der untersten Abbauterrasse stehen als Überbleibsel der ersten Arbeitersiedlung verschiedene Holzgebäude, die als Büro oder Trafostation dienen. Durch die verschiedenen Gesteinsrutsche in diesem Bereich sind sie teilweise schiefgestellt worden.

Während der Bruch selbst nach Norden gerichtet ist, blickt die Wohnsiedlung nach Osten. Sie ist von der Abbaustelle durch einen baumbestandenen Grat getrennt, ein Reststück des früheren Abhangs. Hier befinden sich vier Ein- und vier Zweifamilienhäuser, das «Känhüsli» mit acht Wohnungen, die grosse Kantine, eine Schlafbaracke und ein betriebseigener Bauernhof (Abb. 8, 9). Er ist an einen Landwirt aus Alpnach verpachtet, der sein Talgut dem Sohn übergeben

⁸ P. Beck, in Der Guber-Pflasterstein, II. Auflage. Solothurn 1939. S. 8.

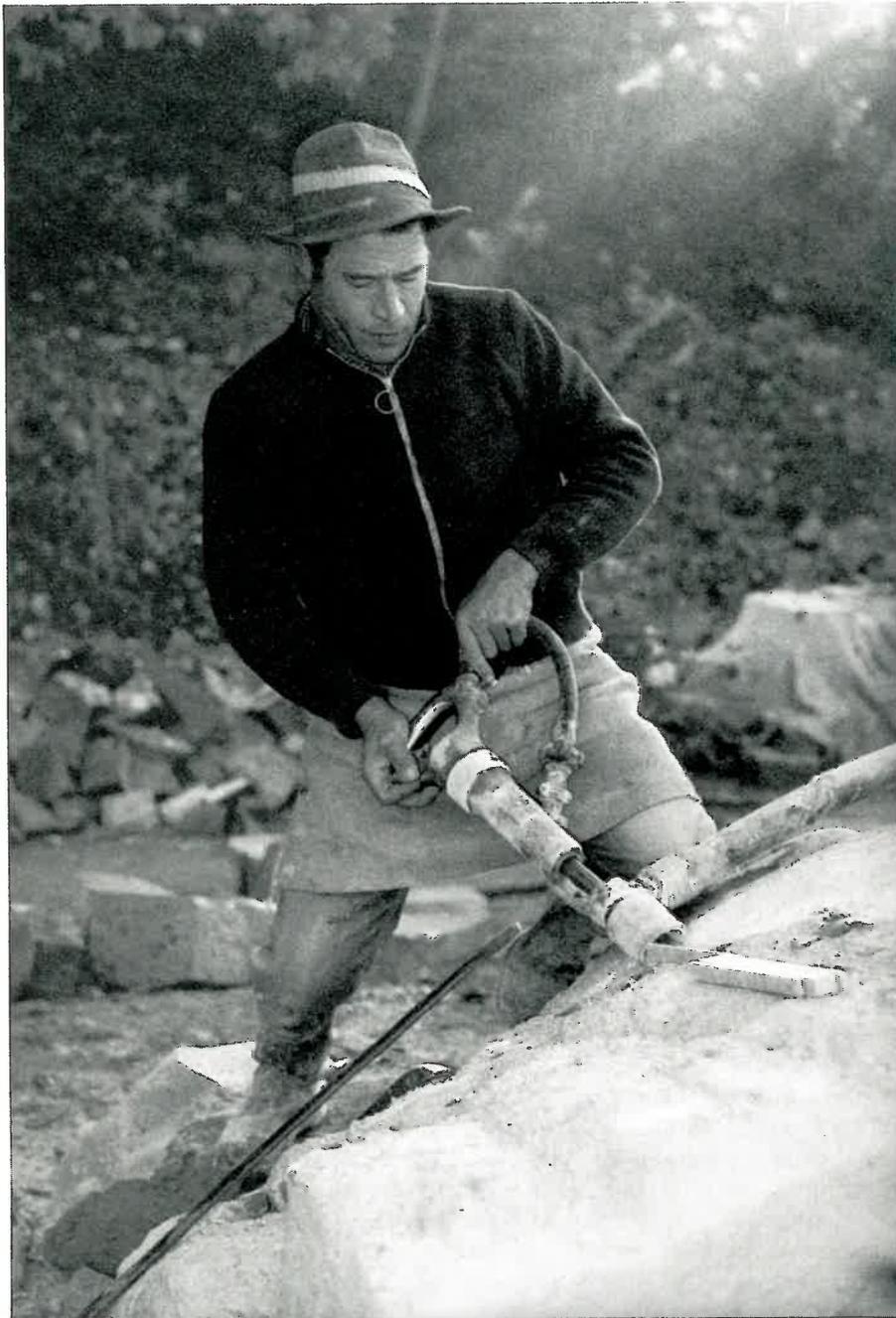


Abb. 13

hat. Die Häuser stammen aus verschiedenen Bauperioden; zum Teil wurden sie 1932 von ihrem ursprünglichen Standort im Rutschgebiet hierher verlegt. Das «Känhüsli» zum Beispiel stammt aus den zwanziger Jahren. Die Häuser spiegeln den Komfort der Bauperiode wider: fließendes Wasser, Trocken-WC, elektrisches Licht; gekocht wird auf Holzherden. In kleinen Gärten ziehen die Bewohner die wichtigsten Gemüse.

1972/73 waren im Guber 100–120 Mann beschäftigt. Dann setzte die Rezession ein. Der Tiefpunkt wurde 1978 mit rund dreissig Leuten erreicht. Seither hat sich die Beschäftigungslage wieder verbessert. 1979 arbeiteten 48 Leute im Bruch: 18 Steinrichter, 17 Steinspalter, ein Mineur, neun Mann im Transportwesen, in der Schmiede usw., dazu kam das Kader. Aufgeteilt nach Nationalitäten waren es fünf Schweizer, zwei Deutsche, sechs Italiener, sieben Spanier, 28 Portugiesen. Alle Ausländer sind Facharbeiter, einige gelernte Steinrichter, die andern gewohnt, in Steinbrüchen zu arbeiten. Diese werden hier als Steinrichter und Steinhauer angelernt.

Die Ausländer kamen zeitlich gestaffelt auf den Guber. Die alte Stammebelegschaft bestand aus Italienern. Sie bildeten seit der Eröffnung des Bruchs bis anfangs der sechziger Jahre das Hauptkontingent. Dann blieben sie aus. Der Arbeitsmarkt in Italien hatte sich derart gebessert, dass kein Anreiz mehr bestand, in einem Schweizer Steinbruch zu arbeiten. Es folgten in den sechziger Jahren die Spanier, bis auch ihnen der materielle Vorteil nicht mehr genügte. Und so füllten seit den siebziger Jahren die Portugiesen die Lücken. Fast alle Arbeiter unterstehen dem Saisonierstatut. Der Spanier, der schon am längsten auf dem Guber arbeitet, kam 1964 zum ersten Mal hierher, der Portugiese 1973. Es wird immer schwieriger, im Ausland qualifizierte Arbeitskräfte für den Steinbruch zu verpflichten. Sie müssen immer weiter südlich gesucht werden. Schweizer Nachwuchs gibt es seit Jahrzehnten nicht mehr.

Die Belegschaft wird von der Betriebsleitung als willig und freundlich geschildert. Allerdings kann es zu Spannungen und Widerspruch kommen, wenn die angelieferten Rohsteine nicht den Erwartungen der Steinrichter entsprechen, die natürlich leicht bearbeitbares Material wünschen. Da aber die Gesteinsqualität der Wand ungleich ist, fällt auch unterschiedliches Material an.

Noch vor wenigen Jahren arbeitete man das ganze Jahr über. Heute läuft der Betrieb während neun Monaten, vom März bis November. Die Spanier und Portugiesen fliegen über den Winter nach Hause. Der Flug wird von der Betriebsleitung organisiert. Rund 15% der Belegschaft sind Ganzjahresbeschäftigte. Sie arbeiten bis Mitte Dezember und gehen dann bis zum Frühjahr stempeln, d. h. sie beziehen Arbeitslosenunterstützung.

Das Leben auf dem Guber ist nur noch ein schwacher Abglanz der früheren Emsigkeit. Um 1927/30 werkten hier über 250 Arbeiter, die zum Teil mit ihren Familien auf dem Guber wohnten. Es war die Zeit eines ausgedehnten Strassenbaus in der Schweiz, wobei man die Überlandstrassen mit Steinbogenpflasterung versah.

Noch leben auf dem Guber einzelne italienische Steinrichter, die jene Zeiten gekannt haben. Sie haben uns die früheren Lebens- und Arbeitsbedingungen auf dem Guber geschildert.



Abb. 14

Gildo Collet ist einer der ihnen. Sein Leben dürfte typisch für viele sein, vor allem für die Söhne der ersten Einwanderergeneration. Collet arbeitet immer noch als tüchtiger Steinrichter im Betrieb, obwohl er bereits das AHV-Alter erreicht hat. Da er im Film eine wichtige Rolle spielt und die Technik des Steinrichtens vorführt, rechtfertigt sich ein biographischer Abriss.

Guido Collet wurde am 2. Mai 1913 auf dem Guber geboren. Die Taufe fand in Alpnach statt. Paten («santoli») waren Leute vom Guber. Geschenke gab es keine. Collet stammt aus Cesio Maggiore in der Provinz Belluno (Norditalien). Sein Vater kam 1905/06 hierher, nachdem er zuerst im Steinbruch Weesen als Steinrichter gearbeitet hatte.

Die Familie zog etwas später nach. Die Mutter, 1878 geboren, stammte aus dem gleichen Dorf wie der Vater. Eine Schwester Gildos war bereits 1899 in Italien geboren worden. Die übrigen Kinder kamen alle auf dem Guber zur Welt. Schliesslich waren es sechs, davon fünf Knaben. Ausser Gildo sind alle heute gestorben. Ein Bruder verunfallte während der Arbeit als Steinrichter. Denn alle hatten den Beruf des Steinrichters erlernt. Der Jüngste fiel in Russland, nachdem er 1941 nach Italien eingerückt war, ein Schicksal, das mehrere junge Italiener vom Guber erlitten. Wer sich nicht stellte, galt als Deserteur.

Die Collets wohnten in einem kleinen Haus, das neben dem heutigen Büro im Bruch stand. Unten befanden sich eine Stube und eine Küche, im obern Stock ein grosses Zimmer. Zwei Zimmerchen wurden später angebaut. Da man zeitweise noch weitere Arbeiter beherbergte, lebte man ziemlich zusammengepfercht. Aber das habe niemanden gestört, meinte Collet.

Die Collets assen für damalige Verhältnisse gut. Jeden Tag stand Fleisch auf dem Tisch, zuweilen auch ein Poulet. Dazu kam als Grundgericht die Polenta, heute noch das Sonntagsgericht bei den älteren Italienern auf dem Guber.

Der Schulweg war weit. Noch bestand keine Strasse bis zum Guber hinauf. Sie wurde Ende der vierziger Jahre gebaut. Um 6 Uhr war im Sommer Tagwache, die Schule begann um halb acht Uhr, und man musste mit einem einstündigen Fussmarsch rechnen. Jeden Morgen besuchte man vor Schulbeginn die Messe. Fünfzehn bis zwanzig Italienerkinder zogen damals täglich nach Alpnach hinunter. Für sie und andere Bergkinder hatte man die «Milchsuppe» im Schulhaus eingerichtet. Milch, Suppe und Brot wurden verabreicht. Die Collet-Kinder aber assen ihre Suppe mit Brot in der «Krone» zu Alpnach. Regelmässig kam es auf dem Heimweg zu Streit und Schlägereien mit den einheimischen Kindern.

Gildo lernte beim ältesten Bruder im Steinbruch. Er selber bezahlte noch kein Lehrgeld, wohl aber seine jüngeren Brüder wegen Materialverschleiss. Er begann seine Lehrzeit 1927 als Vierzehnjähriger, und zwar wie alle als «Musaiggibueb». Mit «Musaiggi» (mosaici) bezeichnet man die Pflastersteine. Die Buben luden sie in die Rollwagen und schoben diese zur Verladerampe. Es gab im Guber stets acht bis neun «Musaiggibuben»; alle älteren Stammarbeiter haben so ihr Berufsleben begonnen. Meist waren es Ausländerkinder, die, sofern sie keine Angehörigen auf dem Guber hatten, in der Kantine untergebracht waren. Die Arbeitszeit betrug dreizehn Stunden täglich.

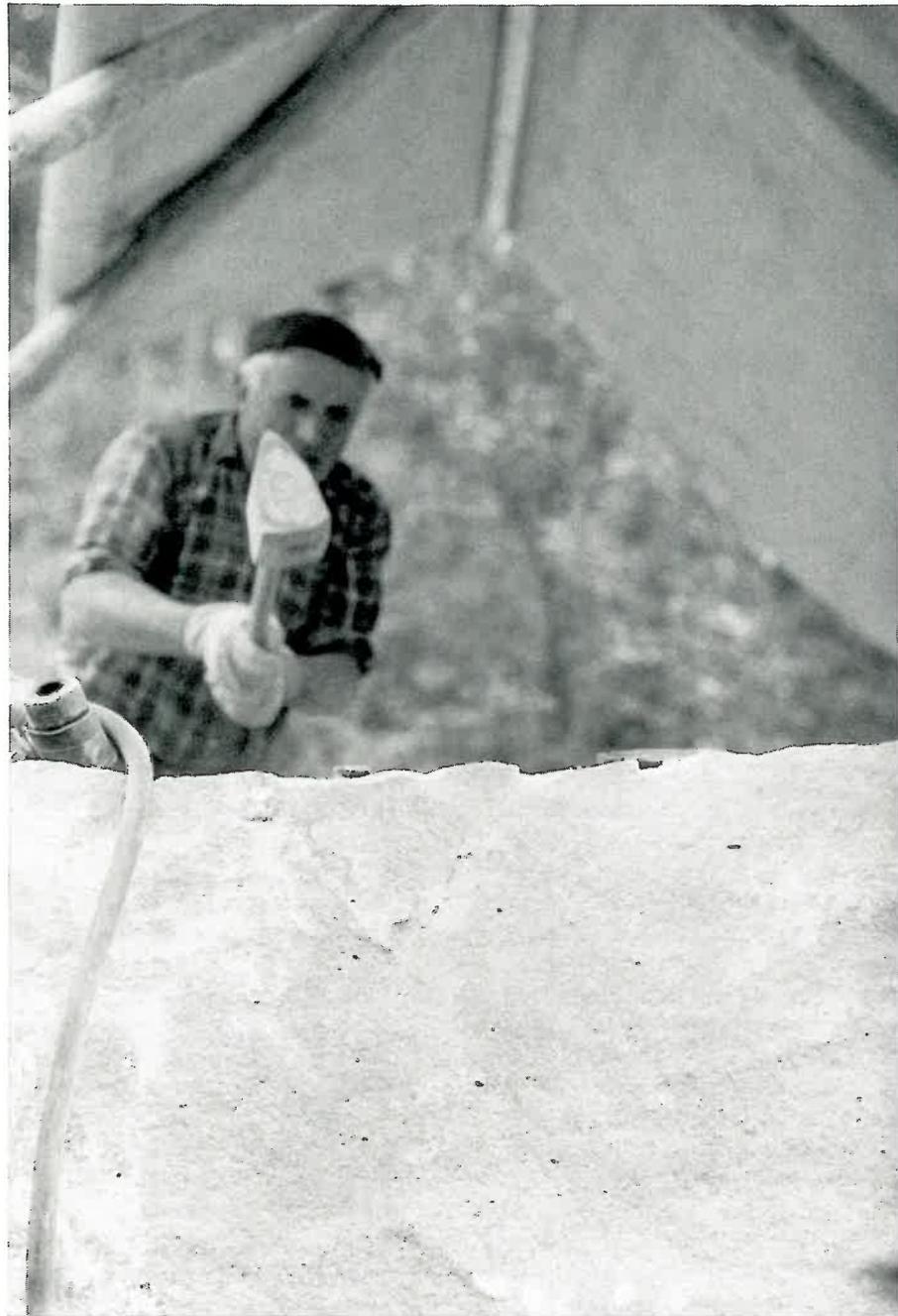


Abb. 15

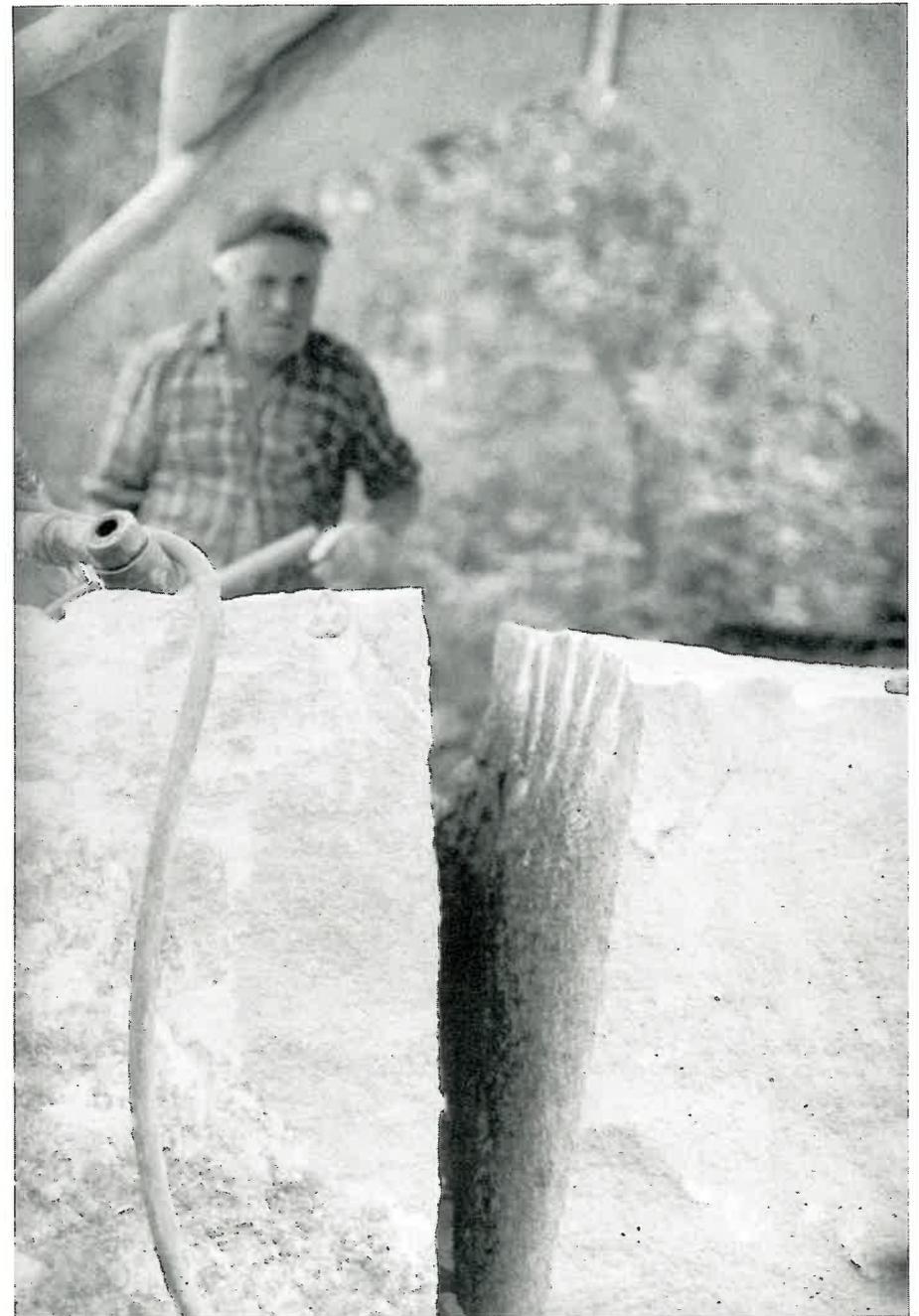


Abb. 16



Abb. 17

Erst 1947 hat Collet geheiratet. Grund des langen Zuwartens war der Krieg. Seine Frau Antonietta Saggeni wurde ebenfalls auf dem Guber als Tochter eines Handlangers geboren. Gemeinsam haben sie die Schule besucht. Aber nachher trennten sich die Wege. Sie wurde Serviertochter in Luzern. Typischerweise hatte sich hier oben ein endogames Verhalten herausgebildet. Man war eine isolierte Gemeinschaft, eine ethnische Insel mit wenig geselligen Kontakten zur Umwelt, und die Heimat lag weit weg. Am Hochzeitstag wurden das Mittagessen in Alpnach eingenommen, das Nachtessen oben in der Kantine. Die Arbeitskameraden hatten Geld für ein Geschenk gesammelt; dafür spendete Collet ihnen ein Fass Bier.

Starb einer aus der kleinen Gemeinschaft, sammelte man für einen Kranz. Man trug den Sarg bis zur Strasse den Berg hinunter.

Obwohl Collet im Guber geboren und aufgewachsen ist, ergriff ihn das Heimweh nach seiner Aussage manchmal fast übermächtig. Das liege im Blut. So unterhält er heute noch Beziehungen zum Heimatdorf. Er besitzt dort einen Hausteil und verbringt seine Ferien in Cesio, nie anderswo. Er steht mit dieser Gewohnheit nicht allein. Seine Mutter ist in der Heimat gestorben. Sie verlebte die letzten Jahre nach dem Tode ihres Mannes dort. Collet spricht Obwaldner Dialekt. Er liest und schreibt aber auch Italienisch, obwohl er nie Unterricht darin erhalten hat. Das Schreiben hat er durch die Lektüre gelernt. Er hat sein italienisches Bürgerrecht beibehalten. Erst die Enkel sind Schweizer geworden. Der einzige Sohn ist Vertreter einer grossen Gewürzfirma.

Fast alle italienischen Arbeiter stammten aus Udine und Belluno. In jener Gegend gab es viele Steinbrüche.

Die typische Arbeitskleidung bestand aus Hemd, Gilet, das das Schwitzen erleichterte, und Hosen. Die Jüngeren trugen statt des Gilets einen Pullover. Um den Hals band man ein «Fazzoletto», ein grosses Taschentuch. Eine rote Schärpe war in mehreren Windungen um die Lenden gewickelt. Sie stützte den Mittelleib, gab in der kalten Jahreszeit warm und hielt die Hosen anstelle der Hosenträger fest. Auf den Kopf gehörte ein Hut; Jüngere trugen Mützen, «barette». Man verwendete keine Handschuhe, auch nicht im Winter. Die meisten rauchten Pfeife, die älteren Toscanis; Tabakkauen war verbreitet. Die wichtigsten Lebensmittel konnte man in der Kantine kaufen. Die Milch bezog man direkt beim Bauern. Trotzdem gingen die Leute am Samstagabend mit den Rucksäcken zum Einkauf ins Dorf hinunter. Die Läden waren bis acht oder neun Uhr geöffnet. Daran schloss sich ein Wirtshausbesuch an. Brennholz erwarb man von der Gemeinde. Man rüstete es selber im Wald zu.

Bis vor vier Jahren las ein italienischer Kapuziner aus Sarnen in der Kantine alle vierzehn Tage die Messe. Wegen mangelnden Zuspruchs wurde sie aufgegeben. Am Nachmittag spielte man im Sommer Boccia auf den zwei Bahnen oder tummelte sich auf dem Fussballplatz, den die Werkleitung beim Steinbruchausgang anlegen liess. Im Winter spielte man Karten, «tresetta», «biscola», «scopa», oder mit den Fingern die «morra».

Schön sei jeweils das Weihnachtsfest gewesen, erinnern sich die Guber-Leute. Da sei man zur Mitternachtsmesse ins Dorf hinuntergezogen, mit Laternen, in langen Reihen. Es sei ein packender Anblick gewesen.

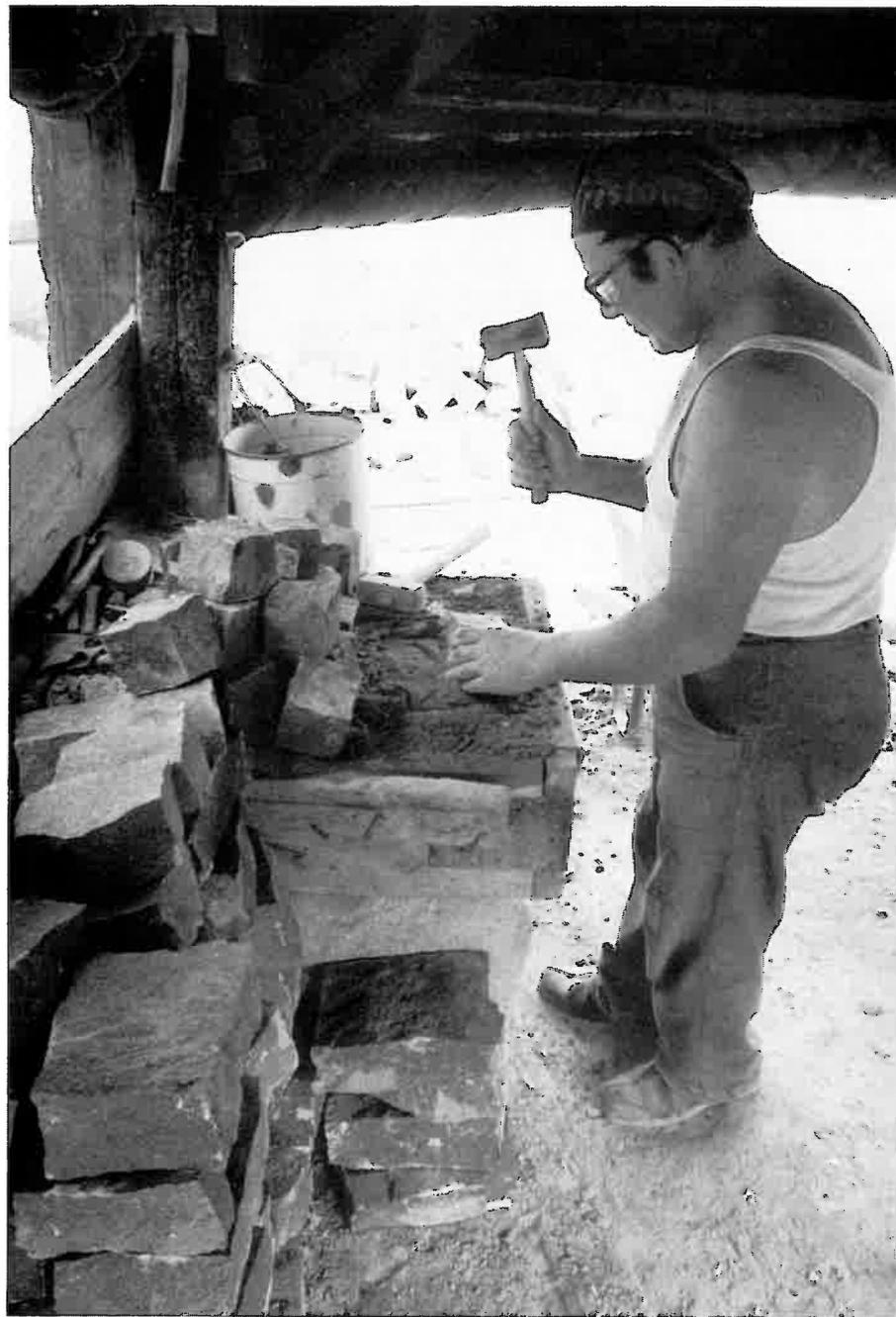


Abb. 18

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam nochmals eine Welle italienischer Arbeiter auf den Guber, Männer, welche die schlechte Erwerbslage in Italien in die Emigration getrieben hatte. Wiederum stammten sie vor allem aus der Region Udine. Es waren Leute, deren Eltern und Grosseltern schon in den Brüchen jener Gegend gearbeitet hatten. Sie zogen dann weitere Bekannte aus der Heimat nach. Sie bilden jetzt das Hauptkontingent der Stamarbeiter.

Das einstige «Dorfleben» in der Siedlung Guber ist fast völlig verschwunden. Es ist still geworden. Kein Kind verbringt mehr seine Jugendzeit hier oben. Vor fünf bis sechs Jahren brachte der Schulbus noch Kinder vom Guber ins Dorf hinunter. Heute erübrigen sich die Fahrten. Die letzten Familien sind ins Dorf hinuntergezogen. Zurückgeblieben sind als Ganzjahresbewohner einzelne ältere Ehepaare und Alleinstehende, zusammen kaum ein Dutzend. Viele Häuser standen 1978 leer. 1979 wurden sie zum Teil als Weekendhäuser vermietet; zum Teil haben sie portugiesische Saisoniers preisgünstig gemietet (60 Franken pro Monat). So konnten sie für drei Monate im Sommer, während den Schulferien in Portugal, ihre Familien nachkommen lassen. 1979 verbrachten also portugiesische Kinder die Sommerferien bei ihren Vätern in Obwalden, eine menschlich befriedigende Lösung, die das harte Statut des Saisoniers etwas mildert. Diese Regelung dürfte in der Schweiz allein dastehen; sie reiht sich aber in die humane Tradition des Gubers ein, wonach schon früher die Italiener ihre Familien nachziehen oder auf dem Werkareal sogar einen Hausstand gründen konnten. Hoffentlich wird diese Möglichkeit, ein Haus zu mieten, weiterhin den Arbeitern eingeräumt, auch wenn finanziell die ganzjährige Vermietung an Ferienleute ergiebiger ist.

Die meisten Portugiesen hausen in einer Baracke, wo sie in Zweierzimmern untergebracht sind. Die Spanier wohnen in der Kantine. Die meisten Arbeiter essen mittags dort, die Schweizer gesondert an einem Tische (Abb. 10). Die Portugiesen kochen gerne für sich selber. Sie ziehen eine fischreiche Kost vor, wobei die Fische mit Kartoffeln und Gemüse vermengt werden. In einem Gemeinschaftsraum der Baracke bestehen Kochgelegenheiten. Jeder Arbeiter bereitet auf einem eigenen Rechaud sein Essen zu (Abb. 11). In diesem Raum befindet sich ein Fernsehgerät, das die Werkleitung für die Fussballmeisterschaften in Argentinien 1978 hineingestellt hat.

Im Guber werden Stellplatten, Stellsteine und Pflastersteine geschlagen, entsprechend den Normen, die in der Schweiz durch die Vereinigung Schweizerischer Strassenfachmänner zum erstenmal 1932 aufgestellt worden sind. Die Kurzbezeichnungen der Pflastersteine, 4-6, 6-8, 8-10 usw., bis 14-16, geben die Seitenlänge des Hauptes in Zentimetern an, resp. die Toleranzen, in denen sich diese Längen bewegen dürfen. Das Haupt muss rechtwinklig und scharfkantig, die Kopffläche eben sein, wobei Höhendifferenzen zwischen einem halben und einem Zentimeter je nach Qualität zulässig sind. Es gibt weitere Kategorien von Pflastersteinen: Kleinwild, Grosswild, Reform, Binder.

Pflastersteine, die auf einer Seite eine schöne Quarzschicht tragen, sogenannte «Weissköpfer», werden abseits gehortet und stückweise als Ornamentsteine verkauft.

*Der Werdegang
eines Pflastersteins*

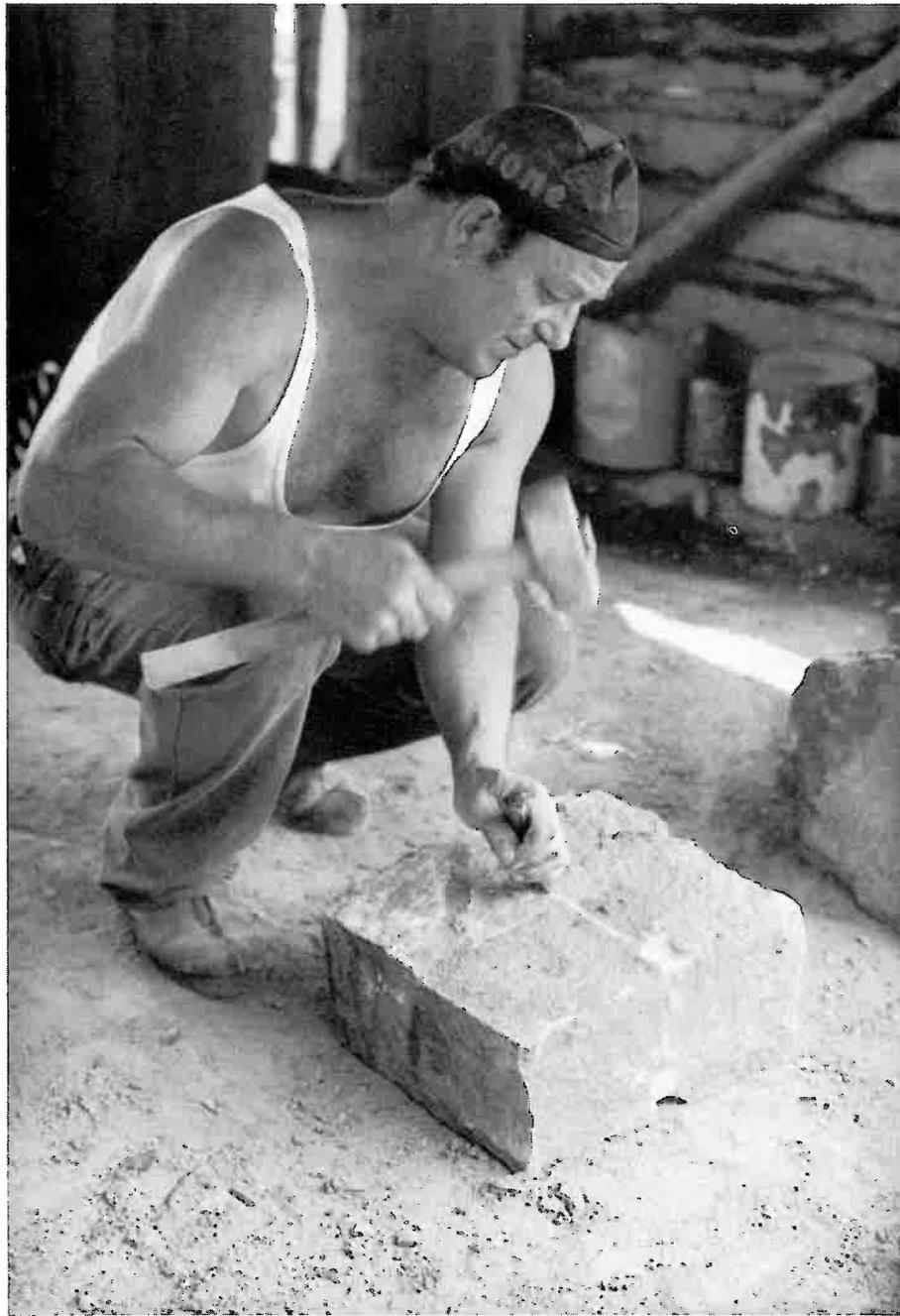


Abb. 19

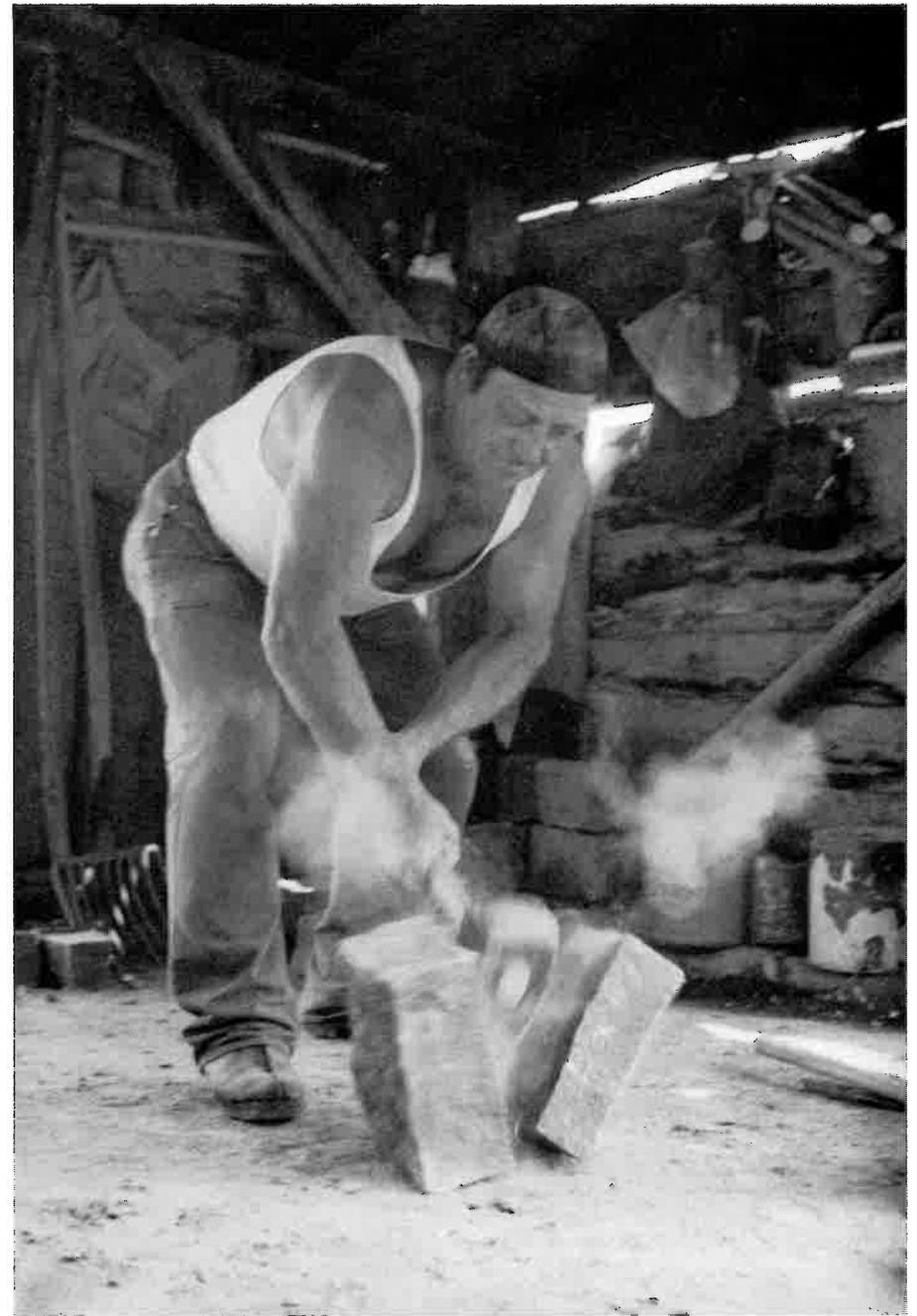


Abb. 20



Abb. 21

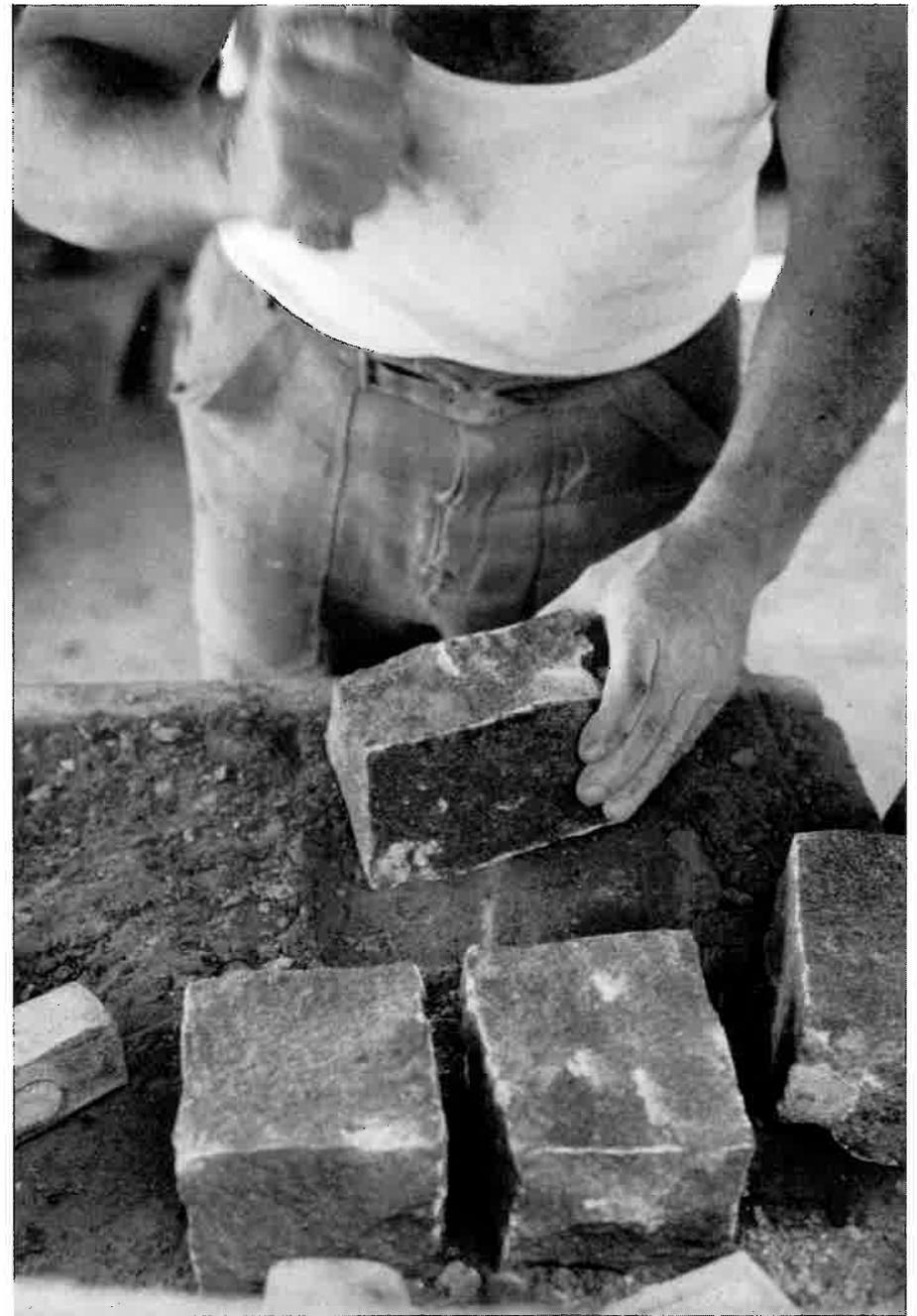


Abb. 22

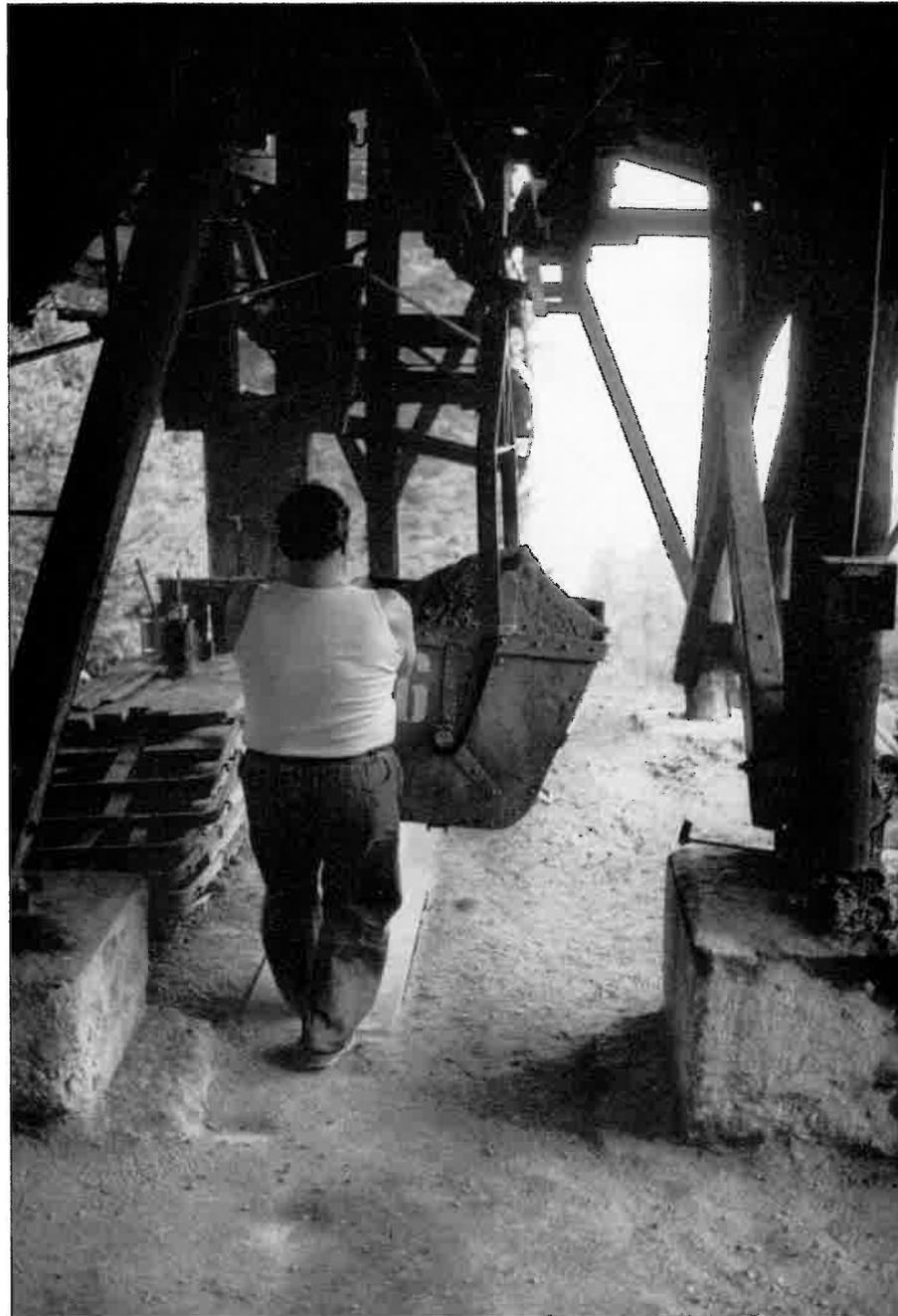


Abb. 23

Einmal, früher auch zweimal im Jahr, wird eine grosse Sprengung vorgenommen. Da die Gesteinsbänke schon von Natur aus in Blöcke gespalten sind, erübrigen sich weitgehend sekundäre Sprengungen (Abb. 2). Traxe führen die Blöcke zu den Arbeitsplätzen der Steinspalter. Diese stehen in einer Reihe auf der kleinen Ebene vor der Bruchwand (1979 waren es vierzehn Arbeitsstätten). Typisch sind die Zeltdächer, welche die Arbeiter vor Sonne und Regen schützen (Abb. 12). Die Steinspalter arbeiten im Taglohn. Sie treiben mit Pressluftbohrern kleine Löcher längs der gewünschten Spaltlinie in die Steine. Nachher schlagen sie kurze Keile aus Eisen («punciots») ein, die früher aus Holz waren. Es genügen meistens ein paar Schläge, und der Block spaltet sich sauber der Trennlinie entlang (Abb. 13, 14, 15, 16). Die Pressluftarbeit bildet die grösste Gefahr für die Lunge. Früher erhob sich über dem Platz eine feine weisse Staubfahne, Ursache mancher Silikose. Seit 1967 tragen die Pressluflhämmer Absaugmanschetten, Pfeifen genannt, die je mit einem zentralen Staubsauger verbunden sind. Dank diesen Massnahmen ist die Silikose um sechzig bis siebzig Prozent zurückgegangen. Die zerkleinerten Blöcke, Spältlinge genannt, werden jeden Abend auf Rollwagen, die drei Vierteltonnen fassen, verladen und über die Terrasse zu den Steinrichtern gefahren.

Die Steinrichter arbeiten in charakteristischen kleinen Hütten. Diese sind seitlich offen, tragen aber einen Rollvorhang aus Jute, den man zum Schutz gegen Sonne und Wind herunterlassen kann. Die Hütten stehen am Rand des Abhangs in einer Reihe (Abb. 3). Schon von weitem hört man das typische Schlagen der Hämmer. Einigen raschen Hieben folgt jeweils ein abschliessender stärkerer Schlag, der den Stein zum Spalten bringt. Jeder Steinrichter arbeitet für sich allein in seinem Hüttchen, für Gespräche und soziale Kommunikation bleibt dabei kaum Zeit (Abb. 17). Denn man schlägt im Akkord. Die früheren Steinrichter sassens breitspurig auf einem Stein, den sie mit einem Sack bedeckt hatten. Gearbeitet wurde auf dem Boden. Heute hat jeder Steinrichter seinen Spaltblock, die sogenannte Steinrichterbank, an der er stehend arbeitet. Sie besteht aus einem gemauerten Viereck, das mit Holz eingefasst ist. Darauf befindet sich eine Lage Sand, die regelmässig befeuchtet wird, damit die Steine beim Schlagen federn (Abb. 18). Denn «Stein auf Stein lässt sich nicht gut bearbeiten».

Die grösseren Blöcke werden auf dem Boden zerteilt. Zuerst schaut man, wie der «Gang geht», «come va la sfalda». Man achtet also auf die Struktur des Steins. Mit Schlegel (oder Meissel) wird der Spältling gezeichnet. Dann spaltet man ihn mit dem Schlegel zu Platten, welche die Dicke der Pflastersteine haben. Sie ergeben zirka vier Steine. (Abb. 19, 20).

Die Platten bringt der Steinhauer zur weiteren Bearbeitung auf die Richtbank. Er ritzt sie mit der Kante des Richthammers (Angelernte tun es auch mit dem Meissel) an der Stelle, wo sie sich spalten soll. Er wendet sie und schlägt mit dem Fäustel auf die Gegenseite, bis die Platte an der vorgesehenen Stelle springt (Abb. 21, 22). Weist der Stein an der Schlagstelle eine kleine Vertiefung auf, legt der Handwerker ein Steinchen hinein. So lässt er sich besser spalten. Am Schluss werden mit dem Richthammer vorstehende Grate und Ecken entfernt.

Die geübten Steinrichter schlagen erstaunlich genau. Um diese Geschicklichkeit zu erlangen, braucht es jahrelange Übung, zumal der Steinrichter nicht misst, sondern die verschiedenen Steingrößen nach Augenmass schlägt. Bis jetzt kann keine Maschine die gleiche Arbeit leisten; denn maschinell lässt sich die Struktur des Steins nicht ablesen.

In der Regel lässt die Firma die Steinrichter selber die Größen wählen, die sie aus dem angelieferten Steinmaterial schlagen wollen. So ergibt sich am wenigsten Abfall.

Manchmal aber drängt eine Bestellung, und dann heftet die Betriebsleitung eine entsprechende Mitteilung an eine der Hütten.

Die Arbeit des Steinrichters ist schwer und ungesund. Es entsteht zwar wesentlich weniger Staub als beim Spalten mit den Pressluft-hämmern. Aber auch hier fordert die gefürchtete Staublunge ihre Opfer. Die Steinrichter tragen Brillen als Splitterschutz und Handschuhe oder Gummischoener an der linken Hand.

Neben den Hüttchen häufen sich die fertigen Pflaster- und Bundsteine auf. Je nach Bedarf werden sie auf Rollwagen verladen. Um einen Durchschnittslohn von elf bis zwölf Franken pro Stunde zu erreichen, muss der Steinrichter den ganzen Tag fleissig arbeiten und zirka einen Kubikmeter produzieren. In den dreissiger Jahren verdiente er Fr. 1.70 pro Stunde. Die Bezahlung richtet sich nach der Anzahl Rollwagen, die einen halben Kubikmeter fassen.

Gearbeitet wird 9½ Stunden im Tag, wobei sich Beginn und Ende nach der Helle richten, da die Arbeitsstätten nicht künstlich beleuchtet werden. Einige Steinrichter kontrollieren ihrerseits die Arbeitsleistung, indem sie jede Stosskarrette, die sie zum Lagerplatz führen, mit einem Strich an der Hüttenwand verzeichnen. Die Rollwagengeleise führen zur Standbahn. Bei der Verladestation werden die Kübel von der Unterlage abgehoben und von der Drahtseilbahn zu Tal gefahren (Abb. 23). Der Verlad erfolgt bei der Station Alpnach-Dorf, sei es auf Lastwagen oder auf die Eisenbahn.

Zwei Entwicklungen machen dem Steinbruch Guber das Leben schwer: Erstens das Aufkommen der Zement-Verbundsteine anstelle der Pflasterbeläge und zweitens die ausländische Konkurrenz. Reden wir zuerst von ihr! Ausländische Steine – sie kommen hauptsächlich aus Italien – können heute zum halben Preis, aus den Oststaaten sogar zu einem Drittel der schweizerischen Ansätze eingeführt werden. Zwar sind sie weniger sorgfältig bearbeitet. Viel Abfall ist jeweils der Lieferung beigemischt und muss ausgeschieden werden. Aber das gleicht den Preisunterschied nicht aus. Dieser beruht in erster Linie auf dem hohen Frankenkurs. In den Oststaaten werden die Steinrichter zudem schlechter bezahlt, und davon profitiert die Einfuhr, zumal ein Steinbruch wie der Guber sehr lohnintensiv ist. (85 Prozent der Betriebskosten entfallen auf die Gehälter). Zwar hat die ausländische Konkurrenz seit der Errichtung des Eisenbahnnetzes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Schweizer Gewerbe zu schaffen gemacht⁹, sie war aber nie so hart zu spüren wie in den letzten Jahren.

Die Zukunft des Steinbruchs

⁹ Vgl. dazu Graber, a.O. S. 26.

Hier zeigen sich Widersprüche im wirtschaftlichen Leben der Schweiz. Einerseits werden gute Löhne als soziale Errungenschaft empfunden und angestrebt, andererseits gefährdet man solche Arbeitsplätze durch Einfuhren aus Ländern, welche die Arbeiter sozial schlechter stellen. Besonders störend wirkt es, wenn die öffentliche Hand eine solche Politik betreibt und Plätze mit ausländischen Pflastersteinen belegen lässt, «weil es so billiger kommt».

Der andere Faktor sind die Zementgusssteine, die heute fast überall vorherrschen. In ihrer Monotonie sind sie keineswegs mit einer Natursteinpflasterung vergleichbar. Diese wirkt belebt, schafft Konturen und Ornamente, gibt ein Farbenspiel. Zudem ist sie unverwundlich, die Steine können vielfach wieder neu verwendet werden. Der Zementverbundstein wirkt bald einmal schmutzig; er saugt mit seinen Poren den Schmutz auf. Er ist eintönig, wie eben Massenartikel der Industrie sind. Es ist dringend zu wünschen, dass unsere Altstadtgassen und -plätze, wenn sie erneuert werden, nicht mit den öden Verbundsteinen bedeckt werden, schon gar nicht aus Preisgründen. Zürich kann hier als Vorbild gelten.

Der Pflasterstein ist zudem umweltfreundlich und energiesparend bei der Herstellung. Er muss nicht zuerst, wie beim Zementgussstein, zermalmt und dann unter grossem Energieaufwand gegossen werden. Die menschliche Hand genügt hier weitgehend zur Bearbeitung.

Für die Gemeinde Alpnach und den Kanton Obwalden hat die weitere Existenz des Steinbruchs Guber natürlich Bedeutung. Es handelt sich um Arbeitsplätze und um Steuereinnahmen. So gingen 1978 allein 100 000 Franken an Quellensteuern (also Abgaben auf Löhnen) aus dem Steinbruch ein. Es scheint, dass in letzter Zeit die Nachfrage nach Gubersteinen, also nach einheimischen Qualitätssteinen, wieder zunimmt, dass sich ein Umdenken vollzieht und dass so die Existenz des einzigen Steinbruchs dieser Art nördlich der Alpen in der Schweiz gesichert bleibt.

«Guber – Arbeit im Stein» gehört zur grossen Zahl der Filme über alte Berufe, welche die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde in den letzten Jahren drehen liess. Darunter sind einige Filme sehr bekannt geworden, wie Claude Champions «Le moulin Develey sis à la quielle», «Les mineurs de la Presta» der Groupe de Tannen und natürlich allen voran Yves Yersins «Die letzten Heimposamenten». Als Paul Hugger, der Leiter der Abteilung Film, mich im Frühsommer 1978 anrief und vom Guber erzählte, über den man einen Film machen müsse, war ich zuerst misstrauisch: was konnte ein Steinbruch, was die Fertigung von Pflastersteinen schon hergeben für einen Film? Paul Hugger blieb hartnäckig, evozierte das Bild einer auf rund 1000 Meter Höhe gelegenen Insel, auf der sich archaische Arbeitstechniken bis auf den heutigen Tag erhalten hätten und wo italienische und portugiesische Saisonniers, zum Teil mit ihren Familien, in einem eigenen Dorf – einer ethnischen Enklave – zusammenleben würden. Pio Corradi und ich beschlossen, der Anlage einen Besuch abzustatten. Es war Faszination auf den ersten Blick. Da zu fürchten war, dass der Steinbruch wegen der Rezession allenfalls aufgegeben oder rationalisiert würde, drehten wir zu dritt zusammen mit Tonmann Hans Künzi im Oktober und November 1978.

Ich schreibe hier nichts zu der objektiven Situation auf dem Guber, noch zu den Arbeitsabläufen und dem Transportsystem. Das ist bereits anderswo in dieser Publikation geschehen. Ich will lieber sprechen von Elementen des Filmes, die mir persönlich wichtig sind: den Fremdarbeitern, dem Stolz des Arbeiters, der Landschaft und ihrem Wetter.

Der nachstehende Brief der Rosa da Silva aus Arouca in Portugal an ihren Mann im Guber spricht für sich. Er ist ein erschütterndes Dokument von grosser poetischer Kraft für das, was man Fremdarbeit nennt. Stehen die paar tausend Franken, welche die Saisonniers schliesslich nach Hause nehmen und die in ihrem Lande ein kleines Vermögen bedeuten, in einem Verhältnis zum Verlust an gelebter Gegenwart mit Frau, Kindern und Verwandten? Die Frage ist wohl falsch gestellt. Wer kaum zu leben hat, fragt nicht darnach.

Das Wort 'Arbeit' löst bei den meisten Städtern nur negative Gedanken aus, man denkt unwillkürlich an entfremdete Arbeit. Am Beispiel des Steinrichters Gildo Collet kann man erfahren, was Würde der Arbeit und Stolz des Arbeiters heissen kann. Der Italiener Gildo Collet hat allerdings im Guber seine Heimat gefunden, für ihn ist die Situation anders als für die portugiesischen Saisonniers. Sein Können ist ihm eigen, nicht fremd. Seine Schlauheit überwindet Schlag für Schlag die Tücken des Steines. Kopf und Hand spalten Steine, sie selbst sind nicht gespalten. Ganz anders als bei denen, die Tag für Tag am Presslufthammer stehen.

Es gibt noch andere Dinge im Guber, die stimmen: die monumentale Landschaft zum Beispiel, die reine Luft, der Geruch von Kühen und Feuer, die Stille in der Nacht. Frühmorgens kommt einer pfeifend zur Arbeit. Die Berge, die wie luftige Pyramiden im Nebelmeer stehen, das Farbenspiel von orange bis azur am Himmel, die Frische machen ihn fröhlich. Schönes Wetter ist hier ein Geschenk. Nach Sonnenauf-

gang steigt der Nebel unaufhaltsam und bleibt ungefähr auf der Höhe des Gubers stehen. Einmal ist man drin und alles verschwimmt milchig, einmal ist man draussen und die Sonne strahlt. An Regentagen wird's schlimm: der ganze Steinbruch verwandelt sich in ein Schlammbad.

In unserem überindustrialisierten und überorganisierten Lande hat sich auf dem Guber eine Wirtschaftseinheit erhalten, in der beispielhaft die direkte Beziehung zwischen Rohstoff, Arbeit, Infrastruktur und hergestelltem Produkt noch ganzheitlich überblickt werden kann. Die Arbeit – vor allem die körperliche Arbeit – stellt auch heute die Grundlage jedes Produktivwertes dar, bildet noch immer die existentielle Grundlage der Menschen. Noch reproduzieren sich die Maschinen nicht selbst. Diesem einfachen Sachverhalt sind gerade wir Schweizer entfremdet. Wir erkennen ihn noch am ehesten in der Dritten Welt oder im Süden Europas, und wir nehmen dann Worte in den Mund wie «unterentwickelt», «rückständig», «Agrarland» und so fort. Als wären unsere mit Autos verstopften und mit Gasen vergifteten Städte eine Alternative.

So ein Pflasterstein reiht sich ein in tausend andere. Was es aber braucht, bis er dort steht, ist beeindruckend.

Brief einer Portugiesin an ihren Gatten auf dem Guber

«Manuel!

Ich hoffe sehr, dass Du, wenn Du diesen Brief erhältst, Dich besserer Gesundheit erfreust. Gott sei Dank geht es Dir nicht schlechter.

Manuel!

Ich habe den Brief von Dir bekommen, in dem ich lese, wieviel Du mir erzählst.

Manuel!

Zuerst muss ich Dir sagen, dass ich das Geld erhalten habe, das Du mir geschickt hast – 30 000 Escudos.

Manuel!

Ich muss Dir auch erzählen, dass es mir viel schlechter geht. Gestern schon und heute kann ich mich nicht aus dem Bett erheben. Wenn es so weitergeht, muss ich ins Spital. Ich bin sehr traurig. Lieber sterbe ich, als hier all das Geld auszugeben für meine Krankheit, das Du verdienst. Immer bin ich es und die ganze Brut. Das ist alles.

Manuel!

Für heute nicht mehr. Empfange meine vielen Küsse und viele liebe Grüsse von unseren Kindern. Bis zum nächsten Brief

Rosa da Silva.»

- Heft 1:* Paul Hugger, Ein Messer wird geschmiedet.
Heft 2: Paul Hugger, Ein Rad wird gebaut. Die Arbeit des Wagners.
Heft 3:* Richard Aebi, In der Hammerschmiede von Sennwald.
Heft 4:* Paul Hugger, Beim Holzschuhmacher.
Heft 5:* Armin Müller, Ein Fahreimer wird geküfert. Die Arbeit des Weissküfers.
Heft 6:* Theo Gubser, Die bäuerliche Seilerei.
Heft 7:* Wilhelm Egloff, Ein Fass wird aufgesetzt. Die Arbeit des Küfers.
Heft 8:* Paul Hugger, Das Posthorn. Aus der Werkstatt des Instrumentenmachers.
Heft 9:* Paul Hugger, Von Hufeisen und Hufbeschlag.
Heft 10:* Madeleine Fonjallaz, Les cloches de vaches. La fonderie de La Sarraz.
Heft 11: Jacqueline Veuve: Le boucher ambulante.
Heft 12:* Josef Bielander, Der Zinngiesser. Louis della Bianca in Visp.
Heft 13: Paul Hugger, Der Zinngraveur.
Heft 14:* Ernst Ott, Der Tirggelbäcker.
Heft 15: Paul Hugger, Die gewundene Säule. Die Arbeit des Drechslers.
Heft 16: Armin Müller, Der Schindelmacher deckt eine Alphütte.
Heft 17: Paul Hugger, Der Korbflechter.
Heft 18: Hans Marti und Paul Hugger, Der Sodmacher.
Heft 19: Madeleine Fonjallaz, La tannerie.
Heft 20: Paul Hugger, Der Rechenmacher.
Heft 21: Marcus Seeberger, Der Kupferschmied.
Heft 22: Paul Hugger und Alfred Mutz, Der Feilenhauer.
Heft 23: Paul Hugger, Une huilerie vaudoise.
Heft 24: Ottavio Lurati, L'ultimo lavaggio di Val Mulenco.
Heft 25: Matthias Brefin, Die Knochenstampfe von Uttigen (BE).
Heft 26: Paul Hugger, Die Alpkäserei im Waadtländer Jura.
Heft 27: Ombretta Berta, Un atelier de boîtes à vacherin dans la Vallée de Joux.
Heft 28: Ombretta Berta et Paul Hugger, Les sangles à vacherin (Vallée de Joux).
Heft 29: Jacques Hainard, Le moulin de Vaulion (Canton de Vaud).
Heft 30: Marcus Seeberger, Der Störschuhmacher.
Heft 31: Paul Hugger und Hans Marti, Ein «Bockbüetzer» (Geschirrflicker) aus dem Napfgebiet.
Heft 32: Paul Hugger, Der Bürstenmacher.
Heft 33: Paul Hugger, Die Nagel- und Kettenschmiede von Vallorbe.
Heft 34: Marcus Seeberger, Der Giltsteinofenmacher.
Heft 35: Paul Hugger, Spiegel und Spiegelmacher.
Heft 36: Brigitte Hager, Der Stempelschmied.
Heft 36a: (Sonderdruck) Paul Hugger und Andrea Schaub, Holzarbeiten im Prätigau.
Heft 37: Groupe de Tânnen, Henri Avanthay, La fabrication d'une hotte dans le Val d'Iliez.
Heft 38: Irene Siegenthaler und Otto R. Strub, Der Järbmacher.
Heft 39: Wilhelm Egloff, Weben und Wirken im Lötschental.
Heft 40: Paul Hugger und Alfred Mutz, Der Ziseleur.
Heft 41: Albert Spycher, Kammacherei in Mümliswil.
Heft 42: Alain Jeanneret, La pêche professionnelle dans le lac de Neuchâtel.
Heft 43: Paul Suter, Die letzten Heimposamenten (Kanton Basel-Landschaft).
Heft 44: Christian Lorez, Bauernarbeit im Rheinwald. Der Wildheuet.
Heft 45: Christian Lorez, Bauernarbeit im Rheinwald. Der Heuzug im Winter.
Heft 46: Paul Hugger, Guber oder Die Arbeit des Steinrichters.

Die Reihe wird fortgesetzt.